

Der Wanderer

Autor(en): **Berner, Urs**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **45 (1971)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Wanderer

Eigentlich hoffte ich insgeheim, als ich in den Park ging, meinen Ärger loszuwerden. Dass vielleicht die Stimmung dieses Abends, der Wind, der in den Blättern rauscht, der Geruch von Fischen, der von der Bucht hereinkommt, und irgendein kleines Tier, das sich noch nicht verkrochen hat – eine Raupe etwa oder ein Ohrwurm –, meine Gedanken von den Aktien befreien, von diesen blödsinnigen Papieren. Aber als ob sie es ahnten, liessen sie mich nun erst recht nicht in Ruhe. Dass sie gleich um 100, um h-u-n-d-e-r-t fielen! Dabei war meine Idee doch glänzend: Ich kaufe sie bei der chemischen Fabrik, und eins zwei drei bin ich ein reicher Mann. Ich brauche gar nicht erst sparsam zu werden. Im Grunde verabscheue ich Sparsamkeit. Reich sein ist schön, aber wenn ich mir, bis es soweit ist, die kleinen Freuden versage und kein Geld mehr für Tabak, Schnaps und Musik ausbebe, dann ist es nicht meine Sache. Ich bin eher für die gebratenen Tauben, die mir zum Mund hereinfliegen, einfach so. Dazu braucht es nicht viel, drei Dinge höchstens, nämlich Spürsinn, wo ein Geschäft zu machen ist, Wagemut und berechnende Vorsicht. Ich habe mir die Sache gut überlegt: Denn schliesslich fressen die Leute Unmengen von Tabletten, wodurch meine Papiere an Wert gewinnen – das kann ihnen nur gut tun. Doch, was erlauben sich die herrlichen Papiere. Sie fallen. Fallen ungeheuerlich, dass ich in meiner Angst auf den Marktplatz renne und die Leute anflehe: Fresst im Namen meiner Papiere um Gottes willen noch mehr Tabletten! Oder ich bin ruiniert. Zu jeder Mahlzeit eine Schachtel.

Eben bog ich um die Säule eines Torbogens, von dem man auf einen grossen, mit Steinplatten belegten Platz gelangt, in dessen Mitte ein Brunnen steht, als ich im Begriff war, in eine Tirade gegen die Reklamemänner der chemischen Fabrik ausubrechen. Den Mund hatte ich schon geöffnet. Da sah ich ihn.

Er glitt über die Platten und sah dabei aus wie ein Boot, das am Abend auf das Ufer zuhält. Die Ruder tauchen in einem gelösten, langatmigen Rhythmus ins Wasser. Und in dieses Bild hinein flutet die untergehende Sonne. Die Krempe seines Hutes war nach unten gebogen und verdeckte seinen Hinterkopf, den Stock hielt er waagrecht in der Hand. Eine Tasche hatte er umgehängt. Er ging auf eine Mauer zu, während vor ihm ein kleiner Hund mit der Pfote nach einem Papierfetzen in der Luft schlug. Der Mann trug einen grauen Mantel, der bis zu den Waden reichte. Sein Gesicht sah ich nicht, da er von mir wegging.

Ich hielt meine Verwunderung nicht zurück. Ehe ich diese Einzelheiten wahrgenommen hatte, war mir entschlüpft: Diese Gestalt! Ich konnte mir vorstellen, dass Moses so gegangen war durch die Säle in Pharaos Palast. Vorstellen konnte ich mir auch, dass diese Gestalt vor den Minister hintritt und ihn ohne Scheu bittet, jetzt die Amtsgeschäfte beiseite zu legen und Milch, frische, warme Milch, für seinen Hund zu besorgen. Der Minister hätte eifrig genickt und den Satz, den er seiner Sekretärin zu diktieren begonnen hatte, nicht zu Ende gesagt, sondern wollte schon aufspringen und Milch für den Hund des Mannes holen, als er sich besann, sich seiner Ministerwürde bewusst wurde und bellte: Hinaus! Der Hund bellte zurück, worauf der Minister eine Klingel drückte. Er hatte für einen Augenblick den Faden verloren. Aber nicht lang dauerte es, bis der Mann und sein Hund höflich von einem Unterbeamten hinausbefördert wurden.

Sein Gang war Beschwörung. Die Faszination, die von dieser Gestalt ausging, war derart, dass ich nicht guten Abend sagen konnte, obwohl ich nah an der Mauer vorbeiging, auf der er sass. Schnell wollte ich an ihm vorbeikommen, ich beschleunigte daher meine Schritte, als er mir zurief:

«Eilt's? Wozu auch. Die Zeit ist keine gute Freundin, man hat keine Ruhe bei ihr, sie kneift einen ununterbrochen und verursacht Jucken und Herzinfarkt.»

Ohne meine Antwort abzuwarten, sprach er weiter. Sprach er zu mir oder zu sich selber? Ich wusste es nicht, ich war zwar

stehen geblieben, hätte aber auch nicht ohne weiteres weggehen können, da er wie ein Magnet auf mich wirkte. Er zog mich an.

Er sagte: «Freunde bleiben keine mehr übrig so nach einigen Jahren. Die Gesellschaft hat sie aufgebraucht. Ihrer Sensibilität beraubt, tauchen sie im grossen Haufen unter. Ihre Ohren haben sie verloren, um die Laute hinter den Dingen zu vernehmen. Entweder leiden sie unter Asthma und taugen nicht für die Wanderschaft oder sie sind Stubensitzer geworden, mit Ämtern beladen und stets in Zeitnot. Und dann sind sie auch mit soviel Würde behangen, dass es – verzeihen Sie – stinkt. Dass sie mich im Wald besuchen, ist ausgeschlossen. Soll es unter solchen Umständen nicht ausgeschlossen sein, dass ich sie in ihren Büroräumen aufsuche. Darin stirbt man glattweg. Ach, und ihre Fragen: «Woher kommst du?» Ich antworte: «Vom Land.»

«Ja... vom Land? Von?»

«Ja vom Land, das unter dem Himmel liegt.»

«Was tust du dort?»

«Wandern.»

«Hm... wo schläfst du?»

«In der Gasse zwischen zwei Weizenfeldern. Sie wogen bis zum Horizont. Endlos wogen sie. Bevor ich einschlummere, höre ich den Wind darin rauschen.»

«Aha, du führst so ein Vagabundenleben. Ha, ha. So sollte man's haben. Du isst also sozusagen von Hand. Und deine einzige Sorge wird wohl sein, dass deine Hose möglichst lang keine Löcher bekommt. Ha, ha. Wie lustig. Bist der reinste Sommervogel.»

«Nein, ich wandere, und lass mich in Frieden mit deinen Fragen. Ich gehe meine eigenen Wege. Sie führen mich an Rübenfeldern vorbei. Ja, belästige mich nicht mit Herren, denen sechsstellige Zahlen auf die Stirne geschrieben sind. Sollen sie in ihren Sesseln sitzen und immerzu an die grossen Zahlen denken. Sie selber werden nicht grösser dabei; wie klein sind sie, wenn ich von den Feldern kommend durch Glas in ihre Räume sehe. Be-

gehen sie jemals eine ganz grosse Gemeinheit? Eine Gemeinheit von dem Ausmass, dass der Polizeiwachtmeister vor Entrüstung auf den Hintern fällt, die Bewohner einer Stadt jäh aus der lähmenden Eintönigkeit des Alltags aufschrecken und der Wind mal kräftig durch die Gasse saust? Nein, dazu fehlt ihnen entschieden der Mut.»

«Nicht doch», sagen sie, «man erwischt uns, man könnte uns . . . und dann . . .»

Bedenken stellen sich ein. Sie sagen lieber: «Sachte, sachte, wir halten uns an die kleinen Betrügereien, sie sind sicherer, sie vergrössern unser Kapital. Schritchen um Schritchen. Wir werden schon sehen.»»

«Wie?» frage ich.

«Ah, sie husteln, zum Teufel, sie husteln vor Wohlbehagen und Selbstzufriedenheit. Nur kleine Summen stehlen sie, nur kleine Betrügereien, aber unablässig sind sie dabei.

Wir werden schon sehen, werden sehen, sehen.

Sitzen sie nicht auf der Sehne eines gespannten Bogens und leben in beständiger Angst, die Sehne könnte durchschnitten werden, so dass sie auf den Boden plumpsten. Um dieser Angst nicht zu erliegen, wännen sie, ihr Kapital vermöge sie wie ein Pfeil in die Luft zu schiessen. Aber bis zu den Sternen gelangen sie doch nie. Sie werden nur alt, weisshaarig, und bleich sind sie schon. Lasse ich sie, die Sonne hat nie auf ihr Gesicht gebrannt. Ich wenigstens schlafe im Freien direkt unter den Sternen. Sie sind meine Daunendecke.»

Er verstummte; unterdessen hatte ich mich auf die Mauer neben ihn gesetzt. Er war in Gedanken, und sein Blick schaute starr auf eine Steinplatte. Plötzlich zuckte sein Körper, eine Erregung ging durch ihn; seine Gestalt schien länger zu werden. Die Steinplatte musste ihn beschäftigen. Seine Augen flammten auf, als er sagte: «Da seh' ich diese Steinplatte, aus der ein Raum empor-schiesst. Die Krone ist gewaltig, sie gleicht der Kuppe eines Doms, aus dem Holz wachsen Efeublätter, niedliche kleine Efeublätter, eine ganze Anzahl. Ein freundliches Blätterdach bilden

sie. Plötzlich breitet sich ein Blatt aus. Die bedauernswerten Kerle, die andern, es verdrängt sie, verschluckt sie.»

«Wie?» fragte ich.

Er fuhr jedoch unbeirrt fort: «Auf dem Efeublatt schwimmt ein Boot, dessen Bug sich öffnet. Ich sehe blassgrüne Schlingchen hervorschlüpfen und sich zu einer Zunge vereinen, die schlägt auf und ab, und der offene Bug singt: If you go to San Francisco.»

Er schwieg und hielt den Kopf schief, wie wenn er lauschte. Sein Gesicht leuchtete. War er glücklich?

Ich aber musste wieder fragen: «Wie können Sie sich das alles einbilden?»

Auf diese Frage drehte er den Kopf langsam zu mir hin, fast behutsam, dann war er plötzlich da und antwortete: «Oh, ich bilde mir nichts ein. Es ist so, ist die Wahrheit. Seit ich unterwegs bin, erkenne ich die Dinge. Sie leben, sie sind lauter Wesen. Sehen Sie: Ich habe zuvor nie bemerkt, dass die Blätter der Birke im Wind schaukeln; nun empfinde ich, dass sie entsetzlich zittern – und das bei Windstille. Aber das verstehen Sie wohl nicht?»

«Malen Sie doch Ihre Wesen», forderte ich ihn auf.

Darüber lachte er: «Sie sind nicht der erste, der mich auffordert, meine Eindrücke zu verarbeiten. Die Leute sagen zu mir: ›Schaffen Sie ein Werk. Verbummeln Sie Ihre Zeit nicht. Sie verkommen ja. Sie verlieren sich selbst und sausen auf einer Rutschbahn im Höllentempo abwärts.‹ So direkt sagen sie's, dass es in meinen Ohren wie Befehl tönt und mich schmerzt. Seit ich unterwegs bin, bringe ich kein Werk zustande in dem Sinn, wie ihn die Leute verstehen. Früher einmal (er schien nachzudenken), ja damals malte ich. Weshalb nun nicht mehr? könnten Sie fragen. Ich bin auch ohne die Malerei glücklich. Denn was ich beim Sonnenuntergang erlebe, lässt sich auf keine Leinwand übertragen. (Wieder schien er nachzudenken, wobei er plötzlich mit dem Stock auf die Steinplatte schlug, ehe er fortfuhr.) Der Ausdruck im Gesicht eines kranken Menschen, der nach einem Gewitter, wenn die Erde dampft, im Rollstuhl ans Fenster geschoben wird, überdies auch nicht. (Er fuhr auf.) Da haben Sie's!

Ich möchte jedoch nichts anderes malen als dies: einen Schimmer der untergehenden Sonne in das Antlitz eines kranken Menschen. Oder besser noch: Unter die Haut möchte ich den Schimmer malen, so dass das kranke Gesicht in seiner Durchsichtigkeit erstrahlt. (Ein wenig traurig.) Das ist jedoch nicht möglich, das heisst, ich bringe es nicht fertig, wenn ich auch ein Leben lang daran schuftete. Und pfuschen möchte ich nicht, da gehe ich lieber mit den Augen in den Sonnenuntergang ein und lebe, lebe, anstatt dass ich es darstelle, also von Menschenhand wiedergebe.»

Der Wanderer hatte sich erhoben, da inzwischen die Nacht hereingebrochen war; er nickte mir zu und entfernte sich gegen die Bäume hin und drehte sich nochmals um.

«Morgen sehe ich die kleinen Vögel wieder. Sie flattern von der Mauer in die Tanne, wo sie allerhand treiben und in ihrem Vogelaufbruch ein klein wenig hintereinander her sind. Ich möchte ihrem Flug einmal nicht nur mit den Augen folgen, ich möchte ihm mit dem ganzen Körper folgen. Und die Sonne werde ich gewahr, wenn die Leute noch schlafen. Ich wundere mich jedesmal: sie ist soviel schöner, als ich sie mir am Abend zuvor vorgestellt habe. Die Sonne und ich auf den Feldern.» *Urs Berner*